

Literatur des Auslandes.

N^o 55.

Berlin, Mittwoch den 8. Mai

1833.

Ostindien.

Der König und sein Minister.

Scenen aus einem Indischen Drama.

Von D. Wilman.

Herr D. L. B. Wolf theilte in seiner Uebersetzung des Theatre of the Hindus (Weimar, 1829 u. 31. 2 Bde. 8.) von den 6 durch Wilson übertragenen Schauspielen nur 4 mit. Seitdem sind die Indischen Texte zu Kalkutta gedruckt, und nun schien es mir von doppeltem Interesse, dem Publikum auch die beiden anderen Stücke in einer getreuen Uebersetzung aus der Ursprache vorzulegen, ihres inneren Werthes wegen, und um den des Sanskrit unkundigen Deutschen Leser auf den Standpunkt zu versetzen, ein entschiedenes Urtheil über die Wilson'sche Bearbeitung und damit, als dem Haupt-Datum für Indische dramatische Poesie, auch über diese in'sgesammt fällen zu können. Denn Wilson ist der Untreue beschuldigt, und nicht ganz mit Unrecht, da er mehr austrägt als überträgt, mehr als Dichter sich zeigt, denn als Uebersetzer. Namentlich hat er, ohne den Leser zu warnen, die ganze äußere Gestalt der Dramen verwischt, ein großer Mißgriff, da gerade hierin die Indier sich in allen Dichtungs-Zweigen als vom feinsten Kunstgefühl geleitet beweisen, so daß wir Formen, die heute als Neuerungen gepriesen werden, mit Erstaunen in 2000 Jahre alten Werken wiederfinden. So ward neuerdings durch Tegner, Grün, u. A., vermöge der Mischung epischer, lyrischer und dramatischer Elemente, unser für das Epos fast abgestorbener Geschmack wiederum gereizt; und ganz Aehnlichem begegnen wir in Indien. Hier treffen wir schon in den ältesten Helden-Gedichten zwei Maße ein ruhigeres für die mehr erzählenden Stellen, ein krauses kriegerisches für aufgeregtere Zustände, beide z. B. auf das glücklichste gemischt in Draupadi, Savitri, (herausg. von Bopp, in letzterem Gedicht tritt auch das dramatische Prinzip bedeutend hervor von S. 25—33) und anderen. Das spätere Kunst-Epos aber bleibt dabei nicht stehen; neue rein lyrische Metra werden in seinen Kreis aufgenommen, und so auf anmuthige Weise selbst ein starrer Stoff, wie z. B. in Raghubansa, heiter belebt. Ganz gleich das Drama; an die Prosa als Grundfarbe im Vordergrunde reihen sich je nach den verschiedenen Stimmungen verschiedene lyrische und epische Maße als Nebentinten, dazu im Munde der gebildeten Männer das stolze Sanskrit mit seinem harmonischen Wechsel von Konsonant und Vokal, im Munde der Weiber und niederen Stände das jarte Prakrit, eine Sprache, deren Milde alle konsonantische Weichheit aus den mannigfaltigen Italiänischen Dialekten, verschmolzen mit der volatilschen Süße des Portugiesischen, nicht erreichen würde, und diese Sprache wieder in feinen Schattirungen je nach Stand, Bildung und Vaterland der Sprechenden — so bildet sich das bewegteste zwar, aber auch treueste Gemälde östlichen Lebens, denn nicht als Unnatur erscheint hier der Vers, da dem Orientalen jeden Augenblick sey es ein alter, sey es ein improvisirter Dichter-Spruch zu Gebote steht. So wird der Natur und der Kunst gleichmäßig ihr Recht, und wenigstens der Form nach steht das Indische Drama einzig da.

Wilson hatte willkürlich, der eingeführten Englischen Weise folgend, den Personen durch das ganze Stück entweder Prosa oder Verse zugetheilt; in den zwei von mir übersetzten Dramen habe ich, auf ihr inneres Wesen mich stützend, zwiefach verfahren. Im ersten (des Ministers Siegel), wo auch im Original größere Einfachheit in den Metren herrscht, die Sprache stolzer und kräftiger einerschreitet, bediene ich mich, außer in einigen rein lyrischen Stellen, abwechselnd des 5 und 6füßigen Jambus, dagegen suche ich im zweiten (Rama's Leben) dem bewegten Bogen lyrischer Maße entweder in gleichen oder entsprechenden mich möglichst getreu anzuschmiegen, denn sie ganz beizubehalten, weigert sich theils unser Ohr, theils unsere Sprache wegen der überwiegenden Anzahl kurzer Silben im Sanskrit.

Des Ministers Siegel, dem die mitzueheilende Probe entlehnt ist, steht an lyrischem Schwung den Dramen Kalidasa's wen nach, aber vor allen bekannten Stücken der Indier zeichnet es sich aus durch scharfe Charakteristik. Mit welchem markigen Pinsel hat der Dichter schon in diesem Bruchstück den ebernen gewaltigen Priester Tschanalkya, den schwachen bigotten Fürsten, den ängstlich geschweidigen nach Art des Alters mit allgemeinen Maximen um sich werfenden Höfling gemalt! Es ist ein ächt historisches Schauspiel und gewährt als solches die reichste Ausbeute für Sittengeschichte, die verborgensten Tiefen des öffentlichen Lebens werden uns erschleiert, die geheimsten Fäden des feinen Gewebes, womit Indische Hierarchie

Wolf und Fürst umspinnen, liegen klar vor unseren Augen. Zugleich ist es eine wichtige Quelle für ein bedeutendes Ereigniß, wo sich zuerst die Autoren des Westens und Ostens die Hände reichen, und das dem Gebäude Indischer Geschichte, wenn es sich je erheben soll, zunächst als Grundlage dienen muß.

Der Brahmane Tschanalkya (auch Kautilya) hatte dem Fürsten-Pause der Nandas, als Rache für eine von ihnen erlittene Schmach, den Untergang geschworen, und durch ihn ward mit Hilfe des Parwataka, eines nordischen Fürsten, dem dafür ein bedeutender Theil des Reiches verheißen war, nach jener Vertilgung Tschandragupta (auch Maura oder Wrischala, bei den Griechen Sandrakottos) auf den Thron erhoben. Am jenem Versprechen zu entgegen, wurde Parwataka ermordet, aber sein Sohn Malayafetu entfloß; zu ihm begab sich der erfahrene treue Minister der Nandas, Matschasa, und dem neuen Herrscher erstand in ihnen ein gewaltiger Gegner. Diesen Matschasa, dessen Treue fast sprichwörtlich geworden, den erbitterten Feind Tschandragupta's, nicht etwa zu unterdrücken, nein, zu versöhnen, das ist die Intrigue, an deren Fäden das Stück hingeleitet. Beide Minister agiren gegen einander, wie zwei geschickte Mineure, aber zuletzt gelingt es dem überlegenen Geiste Tschanalkya's, jenen mit seinem Listenneße so zu umgarnen, daß er, vereinsamt, an seinem edelsten Gefühle, der Freundesliebe, angegriffen, endlich, als Opfer für einen gefährdeten Freund, sich ihm in die Arme wirft. — Der Abfall der Beamten, deren Erwähnung geschieht, und der Bruch mit Tschandragupta, der den Haupt-Inhalt des mitgetheilten Akts bildet, sind nur Verstellung, um zu diesem Ziel zu gelangen.

Dritter Akt.

(Vor dem Suganga-Palast zu Kusumapura.)

Ein Kammerherr Tschandragupta's tritt auf.

Kammerherr.

Erstorben ist den Sinnen, die der Wollust einst
Stoff brachten von der Außenwelt, die Reizbarkeit;
Die Glieder, meinem Willen sonst gehorsam, sind
Erstarrt, der Fuß ward gleichsam auf das Haupt gesetzt,
Dir, meine Lust, vom Alter; fruchtlos rasest du.

Ho! ho! Ihr Hüter des Suganga-Palastes, Fürst Tschandragupta
wohlerwählten Namens entbietet Euch: Die durch das große Herbst-
fest verherrlichte Blumenstadt wünsche ich mir anzusehen, drum müßten
die Gemächer auf dem Palast meines Blickes würdig geschmückt wer-
den. Wie! Was sagt Ihr? „Dem Herrn ist also Fürst Tschand-
ragupta's Verbot der großen Herbstfeier unbekannt?“ O, Ihr
Schicksalsgeschlagenen, was bedeutet solch' lebensraubender Redes-
schwall? Auf!

Die Säulen, mit Gewinden prangend, strotzend von
Des Weibbrauchs Duft, umschlinge schnell der Fächer Pracht
Mit hellem Lichte, gleich des Vollmonds Strahlenkranz;
Die Erde, vor dem Schreckensbild des Löwentrons
In langen Starrkrampf hingefunken, wecke jetzt
Zu neuer Lust des Sandelwassers blum'ges Naß.
Was sagt Ihr? „Wir eilen schon.“ Gut, eilt Ihr Herren, denn
dort naht schon Tschandragupta.

Der Erde Last, die mächt'ge, die so lange
Mit träst'gen Gliedern das gewalt'ge Thier*),
Nie wartend, selbst auf steilem Weg, erhob,
Hat Er, ein Jüngling noch von Jahren, muthig
Sich aufgebürdet, und im Jugendmuth,
Wenn schwankend gleich, erliegt er nie dem Schmerz.

(Hinter der Bühne.) Diesen Weg, o Fürst.

(Der König und eine Dienerin treten auf.)

König. (Leise.) Der Thron ist für den Fürsten, der ganz der
Erfüllung seiner königlichen Pflichten lebt, ein wahrer Sorgenplatz.
Denn eigener Vortheil zwinget ja den Fürsten
Den Vortheil Andern stets nur auszuführen,
Und der nur ist ein wahrer Fürst zu nennen,
Der seinem eignen Vortheil stets entsagt;
Doch wem der Vortheil Andern höher steht
Als eigener Vortheil, der ist Andern Diener,
Und wie vermag ein Mann, der Andern frohnt,
Der Freude Vorgeschnack nur je zu kosten?

*) Die Indier denken sich die Erde von einem Elephanten getragen.

Und Fürstenglück ist selbst von umfichtigen Königen so schwer zu erlangen!

Den Strengen meidet und verschmäht den Mildeu
Das Glück, den fürchtend und verachtend diesen;
Es feindet an den Thor, und selbst dem Weisen
Gefellet es sich nicht in Liebesbund;
Es zittert vor dem Helden und verlacht
Den, der in übergroßer Furcht erbebt.
So gleichet es der feilen Meise, die
Umher sich treibt und Schmerzen nur erzeugt.

Obendrein hat mir mein Lehrer nun befohlen, Zwist mit ihm zu erheucheln und einige Zeit allein zu regieren; und das scheint mir ein großes Verbrechen; doch immer müssen wir ja des Lehrers Gebote folgen und nie dem eigenen Sinn.

Wenn gutes Werk der Schüler thut in dieser Welt,
Wird's nicht verwehrt ihm, doch wenn er den Pfad verläßt,
Treibt ihn sein Lehrer von dem Laster weg als Stock.
Wir Guten, uns bescheidend in Gehorsam drum
Und weit entfernt von jeder Selbstbefriedigung,
Wir werden nimmer auf uns ziehn des Stockes Schlag.

(Laut.) Freund Baibinari, zeige den Weg zum Suganga-Palast.

Kammerherr. Diesen Weg, o Fürst.

König. (Seht weiter.)

Kammerherr. (Weitergehend.) Hier ist der Suganga-Palast, der Herr wolle ihn langsam ersteigen.

König. (Hinaufsteigend und sich umsehend.) Ah! Wie schön sind diese Gegenden, mit allem Zauber des Herbstes geschmückt!

Wie lange Ströme von dem Firmament
Ergießen die zehn Himmelsstriche sich,
Im stillen Flusse weiße Wolken-Inseln,
Umschwirrt von Kranichen mit leisen Klängen,
Und bunte Nachtgemälde bilden drin
Der aufgeblühten Sterne Lotusblumen.

Zu milder Demuth zwingt die ganze Welt der Herbst:
Dem wilden Strome weist er an sein altes Bett,
Dem stolzen Reis beugt er durch edle Frucht das Haupt,
Und raubt den Pflanz die Liebesbrunst wie herbes Gift.

Die Ganga, die mit ganzem Geiste sich seht
Zum Gatten, trübe von dem Trennungschmerz
Und von dem langen Weg gemagert etwas,
Führt dort dem Strom-Gewalt zu der Herbst
Als liebeslilienkund'ger Liebesbote.

(Umherblickend.) Doch ich sehe Kusumapura ja nicht geschmückt zur Feier des Herbstfestes. Mein Freund Baibinari, hast Du nicht nach meinem Befehle die Feier in der Stadt verkünden lassen?

Kammerherr. Gewiß, mein Fürst, nach Deinem Gebot ward das Fest in Kusumapura verkündigt.

König. Weigerten sich etwa die Bürger, meinen Befehlen nachzukommen?

Kammerherr. (Sich die Ohren zuhaltend.) Pfui, pfui! mein Fürst, auf der ganzen Erde ist nie Dein Gebot übertreten, wie wagten es die Bürger!

König. Mein lieber Baibinari, aber warum sehe ich die Stadt nicht zur Festesfeier vorbereitet? Warum

Durchziehen lust'ge Jüngferchen die Straßen nicht,
Von tollen Burschen, die, in Lug und Trug gewandt,
Die breite Hüft' umschlungen, langsam fortgeführt?
Warum nicht, seinem Nachbar es zuvorzutun
An Pracht, beifert sich der reiche Bürgersmann
Und feiert sorgelos das Fest mit seinem Weib?

Kammerherr. Ja, mein Fürst —

König. Nun! was?

Kammerherr. Ach, mein Fürst —

König. Bester, erkläre Dich deutlich.

Kammerherr. Mein Fürst, das Herbstfest ist verboten.

König. (Zornig.) Ha! Von wem?

Kammerherr. Weiteres kann ich dem Fürsten nicht sagen.

König. Herr Ischanatya hat doch nicht meinen Augen diesen überaus lieblichen Anblick entzogen?

Kammerherr. Mein Fürst, wer anders, dem sein Leben lieb, wird des Herrschers Befehle übertreten?

König. Sonottara, ich möchte mich setzen.

Die nerrin. Hier steht der Thron, der Fürst wolle Platz nehmen.

König. (Seht hin.) Baibinari, ich wünsche Herrn Ischanatya zu sehen.

Kammerherr. Des Herrn Befehl soll geschehen. (Er geht ab.)

(Ischanatya's Haus. Ischanatya nachdenkend auf einem Sessel.)

Ischan. (Für sich.) Ha! dieser schlechteste Schurke von Ratschasa will mit mir wetteifern.

Er denkt, wie einst Kautilya diese Stadt verließ,
Gleich der gereizten Schlange, und durch Nanda's Tod
Den hohen Maurya auf zur Königswürde hob,
So will verdunkeln ich des Mauryamondes¹⁾ Glanz. —
So reizt zur Fehd' er meines Geistes Uebermacht.

Ratschasa, Ratschasa! Steh' ab von dem schweren Beginnen.

Kein stolzer Nanda, der des Reiches Last
Auf schlechte Räte bürdet, ist Ischandragupta,
Und Du bist nicht Ischanatya, nur das Amt
Ist uns gemein, doch fehlt Dir mein Geist,
Um meine Thaten würdig nachzubilden.

¹⁾ Ischandragupta heißt „der vom Mond beschützt“, daher die vielen Anspielungen auf den Mond im Stücke.

(Nachdenkend.) Ich brauche um diese Sache nicht zu sehr zu sorgen.

Von meinen Dienern ist umringt der Feindesfürst,
Und Späher sind zur Thatvollendung abesandt;
Jetzt werd' ich Zwist erheucheln mit dem Mauryamond,
Denn umgekehrt bringt das unsern Feinden Zwist,
Und diese List wird ihnen rauben Ratschasa.

Kammerherr. (Zritt auf.) Ach! Wie schwer ist es zu dienen!

Den Fürsten muß man fürchten, den Minister auch,
Des Fürsten Freunde und noch viele Andre, die
Durch Narreteien seine Günst' sich zugewandt.
Darum mit Recht wohl nannten Weise solchen Dienst,
Wo man durch Kriechen und durch Schweichelblicke sich
Ein Krümchen Brod erhaschet, schlechten Hundedienst.

(Er geht weiter.) Da ist Herrn Ischanatya's Haus. Ich will eintreten. (Er tritt hinein und sieht sich um.) Ha! Welch ein Haus für einen Minister, der des Herrn Herr ist.

Ein Stückchen Stein, Kuddünger zu zermalmen,
Ein Haufen Gras, gesammelt von den Schülern,
Die alte Wand mit trockenem Holz belegt,
Und tief herabgesenkt des Strohdachs Enden!

Doch darum eben paßt zu ihm der Fürst Ischandragupta.

Mit unermüd'ter Zunge lobt man stets
Den Fürsten, selbst um Tugend, die ihm fehlt,
Und sey von Lug ein Diener auch so fern,
Zur Schweichelei zwingt ihn die Dürftigkeit;
So zeigt sich dort der Habsucht mächt'ger Einfluß.
Doch dem Begierdelosen gilt der Fürst
Gleich einem Strohhalm für ein wertlos Ding.

Dort sitzt Herr Ischanatya,

Der ihres Glückes Aufgang beiden Fürsten
Nanda und Maurya in bestimmter Zeit
Anwies, sich nimmer kümmernd um die Welt;
Und der der tausendstrahl'gen Sonne Glanz,
Die nach bestimmtem Lauf mit Kält' und Wärme
Das All durchdringt, durch seinen Glanz verdunkelt.

(Auf die Kniee fallend.) Sieg, Sieg dem Herrn!

Ischan. Baibinari, was ist die Ursache Deines Kommens?

Kammerherr. Herr, Fürst Ischandragupta, dessen Fuchstuspaar durch die flammenden Kron-Zuwelen der vor ihm knieenden Könige gebräunt ist, fällt zu Deinen Füßen und spricht: „Wegen eines Rufes in der Regierung wünsche ich den Herrn zu sehen.“

Ischan. Wrischala wünscht mich zu sehen? Baibinari, dem Fürsten ist doch nicht mein Verbot des Herbstfestes zu Obren gekommen?

Kammerherr. Freilich, o Herr!

Ischan. (Zornig.) Ha! Und durch wen?

Kammerherr. (Zurücksam.) Gnade, o Herr. Der Fürst selbst, als er des Suganga-Palastes Zinnen erstiegen, sah, daß in Kusumapura keine Anstalten zur Festesfeier getroffen seyen.

Ischan. Ha, gefunden! Halt! Durch Deine Einflüsterungen ward Wrischala gegen mich gereizt, nicht so?

Kammerherr. (Steht schweigend mit gebengtem Haupte.)

Ischan. Ja, ja, des Königs Umgebung haßt Ischanatya. Doch wo ist Wrischala?

Kammerherr. (Zurücksam.) Herr, vom Suganga-Palast her ward ich vom Fürsten zu Deinen Füßen gesandt.

Ischan. (Aufstehend.) Kammerherr, zeige den Weg zum Suganga-Palast.

Kammerherr. Diesen Weg, o Herr. (Sie gehen weiter.) Hier ist der Palast, der Herr geruhe langsam, langsam hinaufzusteigen. (Schluß folgt.)

Spanien.

Discurso sobre el influjo que ha tenido la critica moderna en la decadencia del teatro antiguo español. (Ueber den Einfluß der modernen Kritik auf den Verfall des alten Spanischen Theaters, und über die Art, wie man dasselbe zu betrachten hat, um über seinen wahren Werth ein gültiges Urtheil zu fällen.) Von A. D. Madrid, 1833.

In eben dem Maße, als Spaniens politisches Uebergewicht abnahm, sank auch sein literarisches Supremat, und mit seinen Feldherren verschwanden seine Dichter. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die alte Erfindungskraft und literarische Blüthe der Spanier ganz untergegangen, und da sie nicht einmal die Französische Nachahmung der Klassiker adoptirt hatten, so ging es ihnen wie Jenem, der seine Muttersprache vergaß, bevor er eine andere erlernt hatte, und nun zu seinem Unglück in keiner Sprache sich auszudrücken vermochte.

Einige dramatische Compositionen, die keiner Schule angehörten, als etwa der unansehnlichen, und die von einem Lope und Calderon nichts beibehielten, als ihre Mängel; ein lächerliches Amalgama von spißhündigen Ideen und gelehrten Metaphern, von Schul-Pedantismus und einer Empfinderei, die sich auf der Bühne gar nicht einführen ließ; ein Amalgama, das noch außerdem der Pracht der Versification und einer edlen Sprache entbehrte, von jenen Flammenblitzen aber, mit denen der Genius selbst die Wirrungen seiner Feder besiegelt, gänzlich entblüht war: dieses allein blieb den Spaniern von ihrem alten dramatischen Ruhme. Solche Abgeschmacktheiten konnten ihnen in der That keine Neigung für eine dramatische Dichtungsart einflößen, der sie eigenthümlich seyn sollten.

Die Ersten, welche es wagten, gegen die bestehenden dramatischen Gesetze zu verstoßen, mochten wohl der ziellosen Freiheit, schlecht zu dichten, die die Spanischen Poeten sich herausnahmen,

überdrüssig seyn; sie warfen sich also der klassischen Regelmäßigkeit in die Arme. Diese konnte zwar ihrer Natur nach keine Fülle so hervorleuchtender Schönheiten darbieten, wie das ältere Spanische Drama; allein sie verbürgte dem Dichter wenigstens die Verbannung jener Monstrositäten, die auf die einheimische Bühne sich eingedrängt hatten. Lujan, Montano, Triarte brachen die Bahn; dann kam der Autor der Comedia nueva, und das alte Spanische, an Schönheiten so reiche Drama versank nun vollends mit dem Sturze der Gattung, welche als die romantische galt, obgleich sie nichts weniger als diesen Namen verdiente. Diejenigen Leute, die nur an Extremen festhalten, warfen nämlich die großartigen Schöpfungen eines Lope und eines Calderon mit den stümperhaften Produkten eines Valladar und Comella in dieselbe Klasse, und so wurden Alle in Vergessenheit begraben, aus welcher sie nur dann und wann irgend ein kalter Pedant zu bitterer Verhöhnung an's Licht zog. Glückte es einem oder dem anderen Werke, der allgemeinen Proscription zu entfliehen, so verdankte es diese Günst nur den strengen Verkümmelungen, durch welche ungeschickte Hände die Gebilde der großen Dichter entstellten.

Ohne Zweifel hat der Wunsch, die romantische Dichtkunst wieder in ihrem wahren Gesichtspunkte darzustellen, den gelehrten Verfasser der vorliegenden Abhandlung bewogen, diese interessante Frage zu erörtern. Herr A. D. eröffnet schon seine Untersuchung mit einem klar gedachten Prinzip, das wegen seiner großen Unparteilichkeit Beifall verdient. Es ist nicht die absprechende unduldsame Devise einer literarischen Partei, die mit ihren Gegnern in keine Unterhandlung eingeht; nein, eher könnte es beiden Parteien als Stütze dienen: „Der Geschmack der Nationen“, sagt er, „entspringt, insofern er das Theatralische betrifft, aus der Verschiedenheit ihrer sittlichen Bedürfnisse, und aus der Art, wie sie sehen, fühlen, urtheilen und existiren.“ Auf diesen Grundsatz gestützt, entwickelt der Verfasser mit richtigem Takte die örtlichen Ursachen, welche die Entstehung des klassischen oder romantischen Geschmacks in jedem Lande bestimmt haben, und namentlich Spanische Kunstschreiber versichern, daß sie diesen Gegenstand selten auf eine so geistreiche Weise und mit solcher Sicherheit behandelt haben. Es ergibt sich aus der Untersuchung des Verfassers, daß eine Nation, wenn sie einer Gattung der Literatur vornehmlich huldigt, hierin nur den nothwendigen Gesetzen ihres moralischen Daseyns folgt; daß die moderne Kritik nicht unparteilich geprüft, sondern, um uns eines energischen Ausdrucks des Verfassers zu bedienen, das alte Theater emsleischt und in ein Skelett verwandelt habe, wie das Messer des Anatomen mit einem schönen weiblichen Körper verfährt; endlich, daß die Frage über das, was klassisch oder romantisch zu nennen, niemals absolut sey, sondern nach den Bedürfnissen jedes Volkes sich modifizire.

Man erkennt an der ganzen Durchführung des Stoffes eine kritische Meisterhand, und das Buch empfiehlt sich daher allen Freunden literarischer Forschung. Es ist sogar zu glauben, daß die Lectüre desselben in Spanien die erstorbene Neigung zum Studium der hohen Schönheiten seines alten Drama's wieder erwecken werde, das dort der Vergessenheit überantwortet wurde, während das ganze übrige Europa ihm die wohlverdiente Huldigung widerfahren läßt.

Bibliographie.

Napoleon, ó el verdadero D. Quijote de la Europa. (Napoleon, der wahrhafte Don Quichote von Europa.) 4 Bde. Pr. jedes Bdes. 40 R.

Sermones sobre las verdades mas importantes de nuestra santa religion. (Predigten.) 5 Bde.

La Dulciada. (Die Dulciade.) Ein Gedicht. Pr. 2 R.

Eine neue Ausgabe des Don Quichote, von Cervantes, ist zu Barcelona in 5 Bänden erschienen, von denen die 4 ersten das Werk selbst bilden und der fünfte das Leben des Dichters nebst zahlreichen Anmerkungen und Abbildungen enthält. Subscriptionspreis 20 R.

Frankreich.

Conjectures philosophiques, religieuses et politiques. (Ideen zur Philosophie, Religion und Politik.) Von Albert François de Laflotte. Paris 1833.

Dieses dem Könige der Franzosen zugeeignete Werk soll darthun, daß der unglückliche Zustand des Menschengeschlechts aus der Verletzung der göttlichen Gesetze entspringt, die sich in der ganzen Schöpfung so deutlich aussprechen, und deren erhabenen Ausdruck sie uns überliefert hat. Der Verfasser ist überzeugt, daß man, um den wahren Zweck der geselligen Ordnung und der Hervollkommnung, deren sie fähig ist, zu erkennen, nur auf die Schöpfung zurückgehen darf. Die erste Grundlage ist, nach seiner Meinung, daß der Mensch bestimmt sey, alle lebende Wesen zu beherrschen; daß das weibliche Prinzip, durch seinen wirksamen Einfluß auf den geselligen Verein, alle Elemente der Moral und der Menschenliebe verbreitet, welche zu dem Gedeihen des geselligen Lebens und seiner Harmonie nöthig sind; daß alle vegetirende und lebende Wesen, vornehmlich aber das Menschengeschlecht, ein gemeinsames Recht an diese Erde haben, die ihnen angewiesen ist, damit sie mit ihrer Hülfe einander erhalten und sich vermehren möge.

Diese Unterscheidung zwischen dem männlichen und weiblichen Prinzip, ist eine der Hauptideen des in diesem Buch entwickelten philosophischen und politischen Systems. Herr de Laflotte sucht in der Geschichte und in dem gegenwärtigen Zustande der Menschen, die Wirkung sowohl der legitimen Macht als der Verletzung der beiden Prinzipien auf. In seinen Augen ist die Philosophie nichts an-

deres, als eine thätige und erleuchtete Justiz, die, indem sie die Unordnungen nachweist und Mißbräuche und Gewaltthaten an's Licht zieht, dahin strebt, die beiden Prinzipien so zu vereinigen und zu modifiziren, daß sie der ganzen Menschheit die höchst mögliche Summe von Wohlseyn und Sicherheit gewähren. Dem männlichen Prinzip schreibt er die wissenschaftliche, dem weiblichen aber die moralische Civilisation und die Entwicklung religiöser Gesinnungen zu. Der Verfasser, indem er den göttlichen Ursprung und die Nothwendigkeit dieser Gesinnungen bekennt, drückt sich über einige Traditionen, die darauf Bezug haben, mit einer Freiheit aus, die man, wie er selbst voraussetzt, zügellos nennen kann. Seine Ansichten über das Privat-Eigenthum werden ebenfalls stark angefochten werden, so sehr er sich auch bemüht, die Interessen, die dadurch bedroht werden könnten, zu schonen und zu beruhigen.

Dieses Buch gehört zu denen, welche die neue Aera verkünden, die durch die Wissenschaft und durch die emporstrebende Bewegung der Geister herbeigeführt werden soll. Wir zweifeln, daß es der Staatswissenschaft wahrhaft förderlich seyn werde; doch ist es mit Ernst geschrieben, von aufrichtiger Menschenliebe diktiert und mit Wohlwollen, ohne Leidenschaft, ohne persönliches Interesse und selbst ohne Ansprüche abgefaßt. „Ich habe“, sagt Herr de Laflotte, „meine verschiedenen Ideen ohne Methode und ohne Ordnung dargelegt; man wird manche Dunkelheiten und lästige Wiederholungen darin finden. Die Gedanken, die Citationen sind durch einander geworfen; man vermischt das Ineinandergreifen; ich bin aber auch kein eigentlicher Schriftsteller; ich gebe ohne Kunst zu Werke. Mein Buch giebt der Kritik viel Spielraum; ich bin darauf gefaßt und werde mich dieser unvermeidlichen Strenge ohne Murren unterwerfen.“ Diese erste Kritik des Werkes von dem Verfasser selbst ist, unseres Bedünkens, viel zu streng. Die Kunst des Ausdrucks und der Ideen-Verknüpfung ist ihm bei weitem nicht so fremd, als er meint, und seine Bescheidenen „Konjekturen“ scheinen uns der Aufmerksamkeit, zuweilen selbst der Achtung aufgeklärter Männer würdig, selbst wenn sie ihm nicht bestimmen. (J. des Sav.)

Précis historique de la destruction des Janissaires par le Sultan Mahmoud, en 1826. (Die Vernichtung der Janitscharen.) Aus dem Türkischen übersetzt von A. P. Caussin de Perceval. Paris, 1833.

„Die Vernichtung des mächtigen und meuterischen Janitscharen-Corps“, sagt der Uebersetzer, „bildet eine denkwürdige Epoche in der Ottomanischen Geschichte. Dieses große Ereigniß, dessen einzelne Umstände man in Frankreich nur unvollkommen kennt, wird bei uns sehr verschieden beurtheilt. Das Werk, welches ich dem Publikum in der Uebersetzung vorlege, verbreitet ein neues Licht über die Frage, ob diese von Sultan Mahmoud unternommene Reform zeitgemäß war. Der Verfasser, Assad Effendi, Historiograph des Reichs und Redacteur der jetzt in Konstantinopel erscheinenden Türkischen Zeitung, hat es versucht, durch Thatsachen darzutun, daß die Janitscharen keine Militair-Macht mehr waren, daß das Volk in ihnen nur Unterdrücker und die Pforte nur ein Hinderniß gegen jede Verbesserung sah. Ich habe in meiner Uebersetzung denselben Gang eingeschlagen, den ich bei meiner früheren Bearbeitung der Geschichte des Krieges der Türken gegen die Russen in den Jahren 1769 bis 1774, von Wassif Effendi, befolgte. Ich habe einige Weiterschweifigkeiten abgekürzt, verschiedene Male den Stoff anders geordnet, um mehr Zusammenhang in die Begebenheiten zu bringen, Auslegungen mehrerer Stellen des Koran und einige schwülstige Verse zum Lobe des Sultans weggelassen; aber ich habe nichts übergangen, was die Sitten und Religions-Ideen der Muselmännischen Nation ins Licht stellt; besonders aber habe ich den Stil des Verf., seine politische Farbe und sein orientalisches Gepräge beibehalten. Im Ganzen hochtrabend, sinkt er zuweilen, doch nicht oft bis zur Gemeinheit. — Mein Zweck war ein doppelter: erstens, das Gemälde eines großen Drama's von noch frischem Interesse nachzuzeichnen, sodann eine Probe von der Ottomanischen Literatur zu geben, welche die Französischen Orientalisten bisher vernachlässigten und die bei uns fast ganz unbekannt ist, und doch haben die Türken Geschichtsschreiber, denen es keinesweges an Verdienst fehlt, und eine Menge Dichter, die in ihren Werken viel Phantasie und Geist zeigen. Unglücklicherweise weicht der Geschmack der Orientalen im Allgemeinen und der Türken insbesondere von dem unsrigen so sehr ab, daß eine Uebersetzung Türkischer Gedichte sich schwerlich mit einigem Erfolg schmickeln darf. Es ist schon viel von dem Leser verlangt, wenn man ihm zumuthet, die Uebersetzung eines Ottomanischen Historikers zu lesen.“

Reise eines Französischen Schiffes nach dem Eismeer.

Der „Polarstern“, ein Wallfischfänger von Granville, passirte den Polarkreis am 5. März 1832. Am 10. desselben Monats fand er sich im 72° der Breite, 80 Lienes weit in den Eisfeldern, im Norden von Jean-Raven. Das Thermometer zeigte damals 22°, und die Kälte war so heftig, daß die Matrosen nicht ohne Gefahr die dicken wolkigen Handschuhe ablegen durften, mit denen sie sich auf ihren nördlichen Reisen versehen. Ein Neuling, der auf den Mastkorb steigen sollte, verlor beim Hinaufklettern einen seiner Handschuhe. Einige Sekunden später war die bloße Hand des Unglücklichen erstoren. Er stürzte in's Meer; man setzte ein Boot aus, um ihn aufzunehmen, allein nach vielen vergeblichen Anstrengungen kamen die Leute, welche das Boot besaßen, halb erstoren wieder an Bord, und nur indem man ihnen die erstarrten Glieder mit Schnee einrieb, konnte man sie wieder zu sich bringen.

Ein sehr außerordentliches Factum, welches uns schon von andern Nordsee-Fahrern berichtet wurde und welches Capitain Zoubert uns bestätigt hat, ist, daß den Matrosen während der strengen Kälte die Oberfläche des Auges gefror. Sie klagten oft, daß sie nicht sehen könnten; dann durfte man ihnen nur die kleine Eisdecke, die auf der Hornhaut lag, zerbrechen, so erhielten diese in Einer Nacht oder Einem kalten Morgen Erblindeten das Gesicht wieder. Dieser Umstand verursacht oft in den Polar-Meeren sehr heftige Augen-Krankheiten unter den Mannschaften der Schiffe, welche diese Meere befahren.

Man begreift kaum, wie ein Schiff von 5—600 Tonnen mit- teilst ungeheurer Sägen, die es bei sich führt, in Zeit von 4 oder 5 Stunden sich mitten in einem Eisfeld ein Bassin frei machen kann. Ein solches Stück Arbeit gilt selbst in den Augen der Seeleute für ein Wunder von Thätigkeit. Für Seeleute, die einige Zeit die nördlichen Meere befahren haben, kann es auf gewöhnlichen Seereisen keine furchtbare Schwierigkeiten mehr geben.

Ein Phänomen, welches die Fahrt zwischen dem Eise noch gefährlicher macht, als sie es durch das Eis allein schon seyn würde, ist die außerordentliche Schwankung der Magnetnadel. In den Polargegenden zeigt der Kompaß die Windstriche nicht mehr an; die Nadel hat keine bestimmte Richtung mehr. Wenn man 20 Kompaße neben einander stellte, würde jeder eine andere Mittagslinie zeigen, und dieser Umstand, den man dem Einflusse eines magnetischen Pols in diesen Gewässern zuschreibt, nöthigt die Schiffer gleichsam ihrem Instinkt zu folgen und sich zuweilen auf die schwächsten Anzeichen zu verlassen.

Der „Polarstern“ fand sich Ende Mai's nördlich von Spitzbergen, mehr als 81° N. B. Die Entdeckungsschiffe sind, so viel wir uns erinnern, nicht viel über diese Breite hinausgekommen.

Die Geschicklichkeit, mit welcher die Wallfischfänger, zuweilen in einem kleinen Raume von Eisbergen und Eiselettern eingeschlossen, zu manövriren wissen, ist fast unbegreiflich, und läßt sich nur durch die Übung, welche die schwersten Dinge geläufig macht, und durch die Nothwendigkeit erklären, in der sie oft sind, gefährliche Manövers zu machen. Indem sie laviren, um den Schiffen oder Eischollen auszuweichen, lernen die Offiziere und Matrosen Alles auf ein Haar berechnen, was sie zu thun haben, um der Gefahr zu entgehen, die oft nur wenige Zoll von ihnen entfernt ist. (N. A. d. V.)

Bibliographie.

Mémoires de Sylvio Pellico. (Uebersetzung der „Mie Prigioni“ von Pellico.) Mit Anmerkungen von Maroncelli. Pr. 7½ Fr. Histoire lithographique du Palais-Royal. (Geschichte des Palais-Royal in Steinbrücken, nebst erklärendem Text.) Herausgegeben von Watout. Pr. jeder Bdg. 15 Fr. Monatlich erscheint eine Bdg. von 3 Lithographien.

Man n i g f a l l i g e s.

— Antologia. Diese bisher in Florenz herausgekommene von Bieusseny redigirte Monatschrift, die sich das Verdienst erworben, die beste ihrer Art in Italien zu seyn, ist jetzt eingegangen. Dem Vernehmen nach, ist ihr ferneres Debit von der Toskanischen Regierung untersagt worden, weil der Herausgeber sich weigerte, die Verfasser einiger in seinem Journal abgedruckten Artikel namhaft zu machen.

— Die Amerikanischen Kosthäuser (Boarding-Houses). Die Kosthäuser sind sehr angenehme Aufenthalts-Orte, obgleich Privat-Sprechzimmer, ein in Amerika jetzt sehr seltener Luxus, die Annehmlichkeiten derselben noch sehr vermehren würden. Alle verschiedene Bewohner kommen bei Tische zusammen; ein hübsch möblirtes Gesellschafts-Zimmer, mit seiner Französischen Spieluhr, mit Kandelabern und Vasen, ist sowohl den ganzen Tag über geöffnet, als auch für die Abend-Versammlungen bestimmt, wo Musik und Tanz für die jungen Leute, und Unterhaltung für die älteren Personen zur Erheiterung dieser gemischten, aber gebildeten und angenehmen Zirkel beitragen. Es macht den Eigenthümern der vorzüglichsten Kosthäuser Ehre, daß Spiel unter keiner Form gestattet ist. Der Aufenthalt in den besten Hotels und Kosthäusern kostet wöchentlich 1½ bis 2 Guineen, mit Ausschluß des Weins und der Privat-Fenerung. Die Kosthäuser der zahlreichen Klasse von kleinen Krämer und Handlungsdienern sind in der Regel sehr ärmlich bestellt, und die Küche steht gewöhnlich mit der äußeren Ausstattung in genauem Verhältniß. Es ist nicht selten, daß man vier, fünf, auch sechs Betten in demselben Zimmer sieht, und diese sind in der erbärmlichsten Verfassung, ohne Decken, selbst im strengen Winter. Ein Schrank ist daselbst ein seltener Vogel, da jeder Pensionair seinen Bündel oder seinen Mantelsack in das allgemeine Depositorium niederlegt, wie es der arme Jack mit seinem Felleisen in dem Vordertheil des Schiffes macht. (America and the Americans)

— Das Ertränken im Ganges. Ich habe den Weg zu einem sehr heiligen Orte gefunden — nämlich zu Allahabad, welches, wie bekannt, seiner Lage halber merkwürdig ist, indem es beim Zusammenfluß des Ganges und des Dschumna liegt und noch bis vor kurzer Zeit von den Eingebornen als die gerade Straße zum Himmel betrachtet wurde. Der Ganges wird für höchst heilig gehalten; Jeder, der darin ertrinkt, muß nothwendig in den Himmel kommen; und in dieser Idee versammelten sich alljährlich Millionen von Einwohnern an dem Punkte, wo beide Flüsse zusammenfließen, und Viele von ihnen pflegten sich in den heiligen Strom zu stürzen und ertränken. Lange Zeit hindurch wurde dieser Sitte von der Regie-

— Hierische Mutterliebe. Ein rührendes Beispiel von der Liebe des weiblichen Eisbären zu seinen Jungen wird in einer neueren Reise nach dem Nordpol erzählt. „Am frühen Morgen“, so berichtet der Reisende, „verkündigte uns der Mann auf dem Mastforbe, daß drei Bären mit großer Schnelligkeit über das Eis und auf unser Schiff zurannten. Vermuthlich hatte sie das Fett eines Seepferdes angelockt, das von der Mannschaft angezündet worden war und eben auf dem Eise brannte. Wir erkannten sie für einen weiblichen Bären mit seinen zwei Jungen; allein die Jungen waren beinahe so groß, als ihre Mutter. Sie stürzten gierig gegen das Feuer an, rissen sich einen Theil des Fleisches, das unverbrannt geblieben, aus der Flamme, und würgten es hinunter. Die Mannschaft schleuderte noch mehrere große Stücke Fleisch auf das Eis, welche der alte Bär einzeln davortrug, jedes Stück seinen Jungen vorlegte, und nachdem er die Stücke getheilt, jedem seine Portion gab, indem er bloß einen kleinen Antheil für sich behielt. Als die Bärenmutter das letzte Stück wegstieg, griffen die Matrosen zu ihren Flinten und schossen beide Jungen todt; auch verwundeten sie die Alte, doch nicht tödtlich. Das arme Thier schleppte sich ungeachtet seiner Wunde bis zu den Jungen, riß den Lappen Fleisch in Stücke und legte ihnen dieselben vor. Als sie bemerkte, daß die Jungen nicht mehr fressen wollten, legte sie ihre Tazgen erst auf das Eine, dann auf das Andere, und versuchte sie aufzurichten. Dabei stieß sie ein klagendes Geschrei aus. Als sie fand, daß ihre Bemühung vergebens war, ging sie weiter, sah sich aber in einiger Entfernung um und wehlagte von neuem; dann kam sie zurück, beroch ihre Jungen und begann ihre Wunden zu lecken. Sie schleppte sich wieder ein paar Schritte fort, sah wieder um sich und jammerte. Allein die Jungen wollten ihr auch jetzt nicht nachkommen; sie kroch zurück, umging beide mit Zeichen der rührendsten Bärtlichkeit, betastete sie und fuhr fort, zu wehklagen. Als sie endlich bemerkte, daß ihre Kinder kalt und leblos seyen, richtete sie ihren Kopf gegen das Schiff und brummte die Mörder an, welche mit einer Ladung Flintenkugeln antworteten. Sie fiel zwischen ihre beiden Jungen, deren Wunden sie noch sterbend beleckte.“

— Affen-Civilisation. Der Bediente eines Arztes, welcher sich einige Zeit in Indien aufhielt, fang einen jungen Affen und brachte ihn heim in sein Zelt, wo er aufs beste gepflegt wurde; allein die Mutter des Affchens war über den Verlust ihres Jungen untröstlich und ließ Tag und Nacht in der Nähe des Zeltes ein klägliches Gewimmer hören. Der Doktor ward dieses unaufhörlichen Wimmerns am Ende müde und ließ der Mutter ihr Knäblein zurückstellen. Das arme Thier entfernte sich hocherfreut, fand aber bei dem Affen-Klub, zu dem sie gehörte, keine Ausnahme mehr; die Alte sowohl als ihr Junges wurden, vermuthlich aus Abscheu darüber, daß sie sich unter den Menschen befunden hatten, gebissen und weggetrieben. Ein paar Tage später sah der Doktor zu seinem größten Erstaunen den alten mit dem jungen Affen nach seinem Zelt zurückkehren. Das Weibchen kam ganz erschöpft ins Zelt, setzte ihr Junges ab, entfernte sich dann einige Schritte vom Zelt und starb. Der Körper des armen Thieres war ganz ausgemergelt, wund und zertrübt, woraus man schließen kann, wie sehr es von seinen Kameraden mißhandelt worden. Es fand keine Zufluchtsstätte für sich und seine Brut und vertraute also das Kleine den Händen wieder an, die sein Unglück veranlaßt hatten.

— List gegen List. Es gelingt den Wallfischfängern nur mit großer Mühe, einen Eisbären zu erhaschen, obgleich er sich ihren Schiffen furchtlos nähert. Der Capitain eines Schiffes, das auf dem Wallfischfang ausging, wollte sich gern eines Bären bemächtigen, ohne das Fell zu verletzen. Er gebrauchte die List, eine Schlinge an einem Tau in den Schnee und ein Stück Kreng in die Schlinge zu legen. Bald lockte der Geruch des Leckerbissens einen Bären an die Stelle. Als dieser den Köder erschnappt hatte, zog man das Netz an, und einer seiner Hüte blieb stecken; allein der Bär machte sich mit Hilfe der anderen Tazge los und zog sich vorsichtig zurück. Nachdem er das weggeschleppte Stück verzehret hatte, kam er wieder. Unterdeß war die Schlinge mit einem andern Stücke Kreng wieder hingelegt. Er schob das Tau weg und ging wieder triumphirend mit dem Kreng von dannen. Man legte die Schlinge zum dritten Mal, gebrauchte aber jetzt die Vorsicht, das Tau unter dem Schnee zu verstecken und den Köder in ein tiefes Loch zu legen. Auch diese List war vergebens; der kluge Bär umschweifelte die Stelle ein paar Augenblicke, scharrte den Schnee mit der Tazge weg, stieß das Tau zurück und entwich zum dritten Mal mit seiner Beute.